

KIRA
GEMBRI

Wovon du
träumst



Arena

Nick

Pech gibt es meistens im Doppelpack.

Dieser Satz könnte das Motto meiner Familie sein – und auch jetzt, während ich auf die zerkratzte graue Haustür zulaufe, passt er ganz genau. Ich bin spät dran, unausgeschlafen, schlecht vorbereitet. Falls hinter dieser beschissenen Tür jemals etwas Gutes passieren sollte, dann ganz sicher nicht heute.

Meine Befürchtung scheint sich zu bestätigen, als ich auf den Klingelknopf drücke und erst nach einer gefühlten Ewigkeit der Summer ertönt. Soll mir wohl verklickern, dass ich froh sein kann, überhaupt reingelassen zu werden. Ich betrete den Hausflur und steige langsam die Treppen hinauf, während ich herauszufinden versuche, mit welcher Alarmstufe ich diesmal rechnen muss. Ganz mies wäre irgendein düsteres Stück von Schostakowitsch bis ins Erdgeschoss hinunter, als Entwarnung könnte ich vielleicht etwas Heiteres von Mozart im zweiten oder dritten Stock verstehen. Aber was ich stattdessen höre, sprengt jede Skala: überhaupt keine Musik. Stille.

Ich bin so was von im Arsch.

Im Dachgeschoss wartet eine halb geöffnete Wohnungstür, die für mich aussieht wie eine Falle. Vorsichtig nehme ich meinen Geigenrucksack ab und trete über die Schwelle ins Halbdunkel. Wie immer stinkt es nach Zwiebeln und billigem Rasierwasser und nicht gerade so, als wäre in letzter Zeit mal gelüftet worden. Anscheinend ist das der Duft verlorenen Ruhms. Wenn ich mich frage, ob die ganze Schufterei es wert ist – wenn ich für eine Zehntelsekunde überlege, das alles hinzuschmeißen –, brauche ich nur darauf zu achten, wie es hier riecht. Oder auf die deprimierenden alten Fotos an der Wand. Verdammt, die meisten davon sind ernsthaft in Schwarz-Weiß. So viel Zeit liegt zwischen einer grandiosen Weltkarriere und dem Leben in diesem versifften Apartment, zwischen Höhenflug und tiefem Fall.

Volkov sitzt zusammengesunken in seinem Lehnstuhl, als ich ins Wohnzimmer komme. Stehend erinnert er trotz seiner fast sechzig Jahre an einen Berufsboxer: fast zwei Meter groß, breite Schultern, dazu die Hakennase und der Drei-Millimeter-Haarschnitt. Er sieht aus, als könnte er mich ohne Probleme aufs Kreuz legen, dabei ist sein eigenes Kreuz total hinüber. Mehrere Bandscheibenvorfälle in der Halswirbelsäule waren damals so was wie sein Todesurteil – und ich weiß, dass ich vor zwei Jahren fast mein eigenes unterschrieben hätte.

Nur deshalb schleife ich meinen Hintern täglich hierher, obwohl ich schon beim Gedanken an die bevorstehenden Stunden kotzen könnte. Deshalb haue ich auch nicht gleich wieder ab, als Volkov keine Anstalten macht, mich zu begrüßen. Er hebt nur ganz

leicht den Kopf und starrt mich aus blutunterlaufenen Augen an. Ich schätze, er hatte heute schon ein Date mit einer Flasche Wodka oder Wein von der billigsten Sorte.

»Sorry, dass ich zu spät bin«, sage ich und lege meinen Rucksack auf dem Couchtisch voller Wasserränder ab. »Musste im Wohnheim Putzdienst schieben, und dann ...«

Er unterbricht mich mit einem Geräusch irgendwo zwischen Lachen und trockenem Husten. »Putzdienst! Ja, das ist genau das Richtige für deine Hände: so richtig schön scharfe Chemikalien.«

»Ich hab Handschuhe getragen.«

Darauf geht er gar nicht erst ein. »Hattest du denn Zeit zum Üben, wenn du doch so viele andere Zerstreuungen im Wohnheim findest?«, ätzt er bloß weiter, das Gesicht zu einer spöttischen Grimasse verzogen.

»Ist ja nicht so, als hätte ich den Vormittag mit Cocktails am Pool verbracht«, gebe ich zurück. »Das war eine Strafarbeit, also hatte ich keine andere Wahl. Und dann hab ich auch noch das Hörgerät von 'ner Mitbewohnerin ruiniert, deswegen musste ich alles ganz alleine ...«

»Du hast was?« Von einer Sekunde auf die andere ist Volkov auf den Beinen, und der Lehnstuhl rutscht scharrend über den Boden. »Sag mir, dass das nur einer deiner hirnlosen Scherze sein soll.«

»Nein. War ein Versehen.«

»Und war es auch ein Versehen, dass man dich nach der Geburt fallen gelassen hat?!«

Jetzt hefte ich meinen Blick wieder auf eines der Schwarz-Weiß-Fotos, das Volkov als jungen Mann zeigt, im Anzug, neben einem längst verstorbenen Präsidenten. Dieser Mistkerl ist verdammt noch mal eine *Legende*, und deswegen beiße ich mir auf die Zunge, bis ich Metall schmecke. Ich muss einfach die Klappe halten und warten – darauf, dass er sich nicht mehr wie ein Arschloch benimmt, sondern wie das Genie, das ohne Zweifel in ihm steckt.

Im Moment scheint dieses Genie aber nur Bock darauf zu haben, mir seinen gesammelten Pessimismus um die Ohren zu hauen. »Du hättest dir keinen schlechteren Zeitpunkt für so ein Versehen aussuchen können, ist dir das klar? ›Nikolai Andreyev raubt Kommilitonin ihr Gehör, welch tragische Ironie!‹ Die Presse wird sich darauf stürzen, die Konkurrenz wird begeistert sein! Eine besonders effektive Methode, um deine letzten paar Sympathiepunkte –«

»Reg dich ab«, bricht es aus mir heraus, und ich füge schnell hinzu: »Sie wird schon niemandem davon erzählen, schließlich hat sie keine Ahnung, wer ich bin.«

»Aber das *wird* sie, sobald der Wettbewerb startet! Taub oder nicht, eine Show im Hauptabendprogramm wird ihr wohl kaum entgehen – und die Reporter der Klatschblätter stehen schon in den Startlöchern! Du hast doch kapiert, dass im Halbfinale das Publikum entscheidet und erst ganz am Ende die Jury, oder? Willst du deine mangelhafte Leistung auch noch dadurch untergraben, dass du herumläufst und Behinderte fertigmachst?«

Ich hebe beide Hände, als würde Volkov mit einer Knarre auf mich zielen. »Okay, schon gut. Ich klär das mit ihr, zufrieden?«

»Und ob du das tust, *pridurok*.«

»Wie du weißt, ist mein Russisch ziemlich schwach.«

»Oh, ich weiß. Kein Russisch und keine Hingabe. Du ähnelst deiner Mutter wirklich nicht im Geringsten.«

Mit einer eckigen Bewegung wende ich mich zur Seite, um meinen Rucksack zu öffnen. Höchste Zeit, dass wir zur Sache kommen, solange ich mich noch einigermaßen beherrschen kann. An einem bestimmten Punkt reicht es nämlich nicht mehr, den schwarz-weißen, legendären Volkov von früher anzustarren. Dann brauche ich eine stärkere Motivation, damit ich dem Exemplar von heute nicht spontan eins in die Fresse gebe oder ihm seine Tiefschläge wenigstens mit den passenden Worten zurückzahle. Zum Beispiel könnte ich ihn fragen, ob er mich nur deshalb auf den Wettbewerb vorbereitet, weil er in meine Mutter verschossen ist. Bis vor zwei Jahren wäre er damit in bester – oder jedenfalls in großer – Gesellschaft gewesen. *LIDIA ANDREYEVA* prangte in Großbuchstaben auf den Plakaten, Abend für Abend gab es Standing Ovationen und so viele Blumen in ihrer Garderobe, dass es für ein Dutzend Beerdigungen gereicht hätte.

Von diesem Interesse ist natürlich nicht mehr viel übrig, seit Mom hauptberuflich zu Hause hockt und die Wand anstarrt.

Hey, Volkov, coole Idee: Setz dich doch einfach daneben. Ihr zwei könntet gemeinsam in geplatzten Träumen schwelgen, und meinem Dad wär's egal. Der spielt lieber aus der Ferne den Sklaventreiber für mich, solange die kleinste Chance besteht, dass aus *meinen* Träumen noch irgendwas wird ...

Und da ist sie endlich, meine Motivation: Ich werde alles dafür tun, um nicht so zu enden wie meine Mom oder dieses Häufchen Elend im Lehnstuhl. Außerdem werde ich nicht zulassen, dass mein Dad mich ein zweites Mal so anschaut, als hätte ich jeden Wert verloren. Also mache ich den Reißverschluss auf, klappe den Deckel nach hinten, lüfte den dunkelroten Samt. Der Duft nach Harz und Politur vertreibt sogar den Mief von Volkovs Rasierwasser. Ich strecke die linke Hand aus und streiche über das glatte dunkelbraune Holz meiner Geige. Einmal tief durchatmen, dann bin ich bereit, um mal wieder an meine Grenzen zu gehen.

Emilia

Meine inneren Hürden sind oft wie Staudämme: einmal durchbrochen, wird gleich danach alles überflutet.

So war es zum Beispiel, als ich mich zuerst geweigert habe, Popcorn zu probieren. Nana hatte es zu meinem fünften Geburtstag für mich gemacht, und sie versuchte, mir zu beschreiben, was für einen lustigen Trommelwirbel der Mais im Topf veranstaltete. Mir kam der stumme Tanz der Körner unter dem gläsernen Deckel eher unheimlich vor – bis ich mich endlich dazu bereit erklärte, eines dieser braun-weißen Wölkchen zu kosten. Anschließend hätte ich am liebsten darin gebadet. Auch heute ist eine große Tüte Popcorn das Highlight jedes Kinobesuchs für mich und tröstet mich darüber hinweg, dass es oft nur seltsame französische Kunstfilme mit Untertiteln gibt.

Mit der E-Mail an die Beratungsstelle geht es mir ganz ähnlich. Sobald ich mich dazu durchgerungen habe, um einen Termin zu bitten, macht mich die Ungeduld beinahe rasend. Wieder und wieder aktualisiere ich mein Postfach, bis endlich eine Nachricht erscheint und ich fast einen Herzstillstand erleide ... um dann zu erkennen, dass man mir bloß die Verlängerung eines Körperteils anbietet, das ich gar nicht besitze.

Seufzend stütze ich die Ellenbogen auf meinen Schreibtisch und drücke für einen Moment das Gesicht in meine Handflächen. In Wirklichkeit kann man diese Sache natürlich überhaupt nicht mit der Popcorn-Geschichte vergleichen. Was ich damals riskiert habe, war ein einmaliges negatives Geschmackserlebnis – nun geht es darum, mir *ein Loch in den Schädel bohren zu lassen*.

Ruckartig nehme ich die Hände herunter und starre wieder auf den Bildschirm. So oft ich mich auch schon mit dem Gedanken an diese Operation beschäftigt habe, er jagt mir immer noch einen kalten Schauer über den Rücken. Mechanisch gebe ich *CI* in die Google-Suchleiste ein und wundere mich kaum darüber, dass zuerst Ergebnisse zum Schlagwort *Corporate Identity* angezeigt werden. Ich schätze, nur wenige Menschen haben eine Ahnung, worum es sich bei einem Cochlea-Implantat handelt. Und bestimmt stellen sich die meisten etwas ganz anderes unter einer Operation vor, mit der sich ein künstliches Gehör erzeugen lässt. Schließlich könnte man annehmen, dass dabei etwas repariert wird und nicht zerstört: vielleicht durch eine Spülung des Gehörgangs, eine Straffung des Trommelfells ... Aber in Wirklichkeit fräst man dabei eine Öffnung in die Hörschnecke und schiebt Elektroden hinein, um die Nerven zu stimulieren. Die Impulse dafür werden von einer Spule empfangen, die außen magnetisch am Kopf haftet. Ganz ehrlich, das klingt doch wie eine Mischung aus einem schrägen Science-Fiction-Roman und Frankenstein. Ich würde wahrscheinlich selbst nicht glauben, dass diese wahnwitzige Prozedur funktioniert,

hätte ich nicht vor einigen Monaten mit einer CI-Trägerin Kontakt aufgenommen. Einen Tag nach meinem 18. Geburtstag, um genau zu sein. Seitdem habe ich ihre Antwort so oft gelesen, dass ich sie Wort für Wort auswendig kenne. Ganz besonders diese Passage: *Mittlerweile kann ich sogar schon telefonieren, und ich bin in der Lage, Musik richtig zu genießen. Mein Leben hat sich seit der Operation komplett verändert.*

Ein komplett verändertes Leben – das klingt abenteuerlich und verheißungsvoll, aber auch ein klein wenig bedrohlich. Mein Unbehagen wird sogar noch stärker, wenn ich an die Skype-Unterhaltung mit meinen Brüdern denke. Oder an meine Eltern ...

Ganz langsam kriecht der Zeiger meiner Maus in Richtung *Neue Nachricht*, und es juckt mich regelrecht in den Fingern, die E-Mail-Adresse meiner Mutter einzugeben. Aber was sollte ich ihr denn schreiben? Sie hat meine Erklärungen nicht verstanden, bevor ich ausgezogen bin, oder sie wollte sie nicht verstehen. Keine Gebärde der Welt wäre zu ihr durchgedrungen – da hat es erst recht keinen Sinn, ihr schriftlich von meinen Träumen zu erzählen. Also lasse ich den Mauszeiger am Nachrichtenbutton vorbeigleiten und aktualisiere stattdessen zum gefühlt hundertsten Mal die Seite.

Eine neue E-Mail. Hitze schießt durch meine Adern. Mit wild pochendem Herzen beuge ich mich vor und lese ...

Zalando Sale: -10 % auf Taschen!

Das genügt, um mich endlich von meinem enttäuschenden Postfach loszueisen. Ich klappe den Laptop zu und beschließe, mir eine Cola aus dem Automaten im Eingangsbereich zu holen. Vielleicht hilft mir das ja dabei, einen kühlen Kopf zu bekommen.

In einem gezwungen lockeren Schrittempo spaziere ich den Flur entlang, wippe dann aber nervös von einem Bein auf das andere, während der Automat vor sich hin arbeitet. Ruhelos wandert mein Blick über die Anschlagtafel gleich daneben, die hauptsächlich von irgendwelchen Firmen zu Werbezwecken missbraucht wird. Ein neuer Energydrink, ein Carsharing-Anbieter und ein Theater-Abo für Studierende kämpfen um die Aufmerksamkeit derjenigen, die darauf warten müssen, dass der verflixte altersschwache Getränkeautomat endlich mal was ausspuckt. Ein Plakat wirbt sogar für eine neue Castingshow, mit der anscheinend das Sommerloch im österreichischen Fernsehen gefüllt werden soll: *Klassik rockt*, steht da in fetten Buchstaben, umringt von Instrumenten, fliegenden Noten und Graffiti. Trotz dieser stylischen Aufmachung bezweifle ich, dass sich besonders viele meiner Mitbewohner für klassische Musik interessieren. Deshalb wurde wohl auch ein Großteil des Plakats achtlos mit der Zeichnung eines Walrosses beschmiert, das unserem Heimleiter verblüffend ähnlich sieht.

Gerade versuche ich, den Text unter den dicken Edding-Strichen zu entziffern, als sich eine Gestalt in mein Blickfeld schiebt. Die Statur, die blonden Haare und die blauen Augen erinnern mich einen Moment lang so sehr an meine Brüder, dass mir die Luft wegbleibt. Erst ein paar Sekunden später erkenne ich den Typen als einen der Partygäste – genauer gesagt als den »Surferboy«, der Kris' Interesse auf sich gezogen hat.

»Ist schon da«, sagt er und deutet mit einer lässigen Bewegung neben mich.

Verständnislos schaue ich ihn an. »Wie bitte?«